

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Band: 22 (1954-1955)
Heft: 11

Artikel: Die Schweiz im Schirmbild
Autor: Schürch, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758618>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE SCHWEIZ IM SCHIRMBILD

Von Ernst Schürch

Wir meinen «*Switzerland in Perspective*» von George Soloveytchik, erschienen in der *Oxford University Press* 1954, also Verfasser und Verlag von internationalem Rang.

Soloveytchik kehrt mit seinem neuesten Buch zu einer Jugendliebe zurück. Er hatte als Kind in Petersburg schweizerische Gouvernanten und Hauslehrer aus Neuenburg und Yverdon, brachte wiederholt Ferienwochen in unserem Lande zu, hat es auch seither gern besucht, und unternimmt nun, es zu durchleuchten. Sein Schirmbild soll im Gegensatz zum oft geschilderten «pays légal» das «pays réel» zeigen. Der Schreibende kann bezeugen, wie sehr er bemüht war, bis ins einzelste unseres Lebens und Wesens einzudringen. Das Buch wird internationale Beachtung finden und muß vor allem die Schweizer interessieren. Denn es kann uns nicht gleichgültig sein, welches Bild man sich in der Welt herum von uns macht, sind wir doch das Volk, das, noch stärker als Großbritannien, von Ein- und Ausfuhr abhängt, das Land mit dem größten internationalen Güterumsatz der Welt, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet.

Das Budget im Gleichgewicht, die Währung härter als der Dollar, verschont von der Finanzkrise, die sich der andere Neutrale, Schweden, drei Jahre nach dem zweiten Weltkrieg infolge mißratenen Planens zugezogen hat: das ist in den Augen unseres Beobachters das Ergebnis des «höchsten Grades von Klugheit, Festigkeit und nationaler Geschlossenheit» in einer Weltlage, die wir nicht beherrschen, und die uns in der Hauptsache ungünstig ist. Daß sich die Schweiz nicht in den Wirbelsturm permanenter europäischer Krisen hat hineinreißen lassen, erregt Bewunderung. Der Verfasser ist von Hause aus ein Freund der Schweiz. Er hat aber nicht nur Bewundernswertes entdeckt, und es sind die *Schatten* auf dem Schirmbild, die uns am meisten interessieren müssen.

Nicht gegenseitige Liebe, sondern der Zwang zur gemeinsamen Selbsterhaltung hat 1848 vermocht, die Kantone zu einem Opfer an Souveränität zu bewegen; denn Abneigung, Eifersucht, Zank füllen die innere Geschichte der alten Eidgenossenschaft. Gerade um so wichtiger ist das System der kollektiven Sicherheit, das hier

funktioniert hat, wie es William E. Rappard in seinem Werk «Cinq Siècles de Sécurité collective» dargestellt hat, und um so größer ist die Weisheit der «Gründerväter», die im Bundesstaat Rücksicht auf die Unterschiede zwischen den Bundesgliedern nahmen. Man kann das gelten lassen, ohne darum die Rivalitäten unter den Kantonen zur Hauptsache ihrer gegenseitigen Beziehungen machen zu müssen. Es scheint uns aber, daß alles, was einem oberflächlich romantisierenden Zug im konventionellen Bild der Schweiz widerspricht, von Soloveytchik mit der Freude des Entdeckers überscharf herausgestrichen wird. So entsteht in einigen Beziehungen eher das Gegenbild einer verbreiteten Ansicht als ein Ebenbild des «pays réel».

Einiges, was er entdeckt hat, wird in der Schweiz längst beklagt. So die Tatsache, daß die politische Entwicklung das Verfassungskleid von 1848/74 da und dort gesprengt hat, ohne daß es zu einer Aenderung des Grundgesetzes gekommen ist, das durch allerlei andere Zusätze zum Flickwerk degradiert wurde. Der Bundesrat entscheidet (und verantwortet seine Entscheide) als Kollegialbehörde. Aber die Aufgaben sind so gewachsen, daß mehr und mehr die bloße Zustimmung an die Stelle des sachlich übereinstimmenden Willens der Sieben treten mußte. Die Doppelrolle des Bundesrates als Landesregierung und als Vereinigung der Verwaltungsspitzen ist nicht mehr leicht zu spielen. Es ist nur natürlich, daß das einzelne Mitglied oft gerade genug zu tun hat, um sein Departement wirklich zu beherrschen und etwas mehr zu sein, als der Sprecher seiner Verwaltungsgeneräle. Es braucht dann schon einen besonderen Grund, bevor im Plenum der eine in das Departement des andern hineinredet — und aus dem *Kollegialsystem* der Regierung wird leicht ein System der bloßen *Kollegialität*. Das ist noch nicht «la république des camarades», aber auch nicht mehr das, was die Gründer gewollt haben. Der Betrachter hält sich über den Zug zur Kleinlichkeit gegenüber den Verantwortlichen auf und wundert sich wohl gar darüber, daß man in der Schweiz immer noch tüchtige Leute für das undankbare Amt des Regierens finde. Das gilt auch von den nötigen Hilfskräften, die in Notfällen Außerordentliches geleistet haben, oft unter Preisgabe lohnenderer Privatberufe. Das Buch erwähnt kleinliche Schikanen der Finanzkontrolle, die dem Land einmal teuer könnten zu stehen kommen. Wir stoßen schon hier auf das Wichtigste in der Sozialkritik des Buches: die Darstellung des *kleinbürgerlichen* Grundzuges der Schweizer.

Daß in unserem parlamentarischen Leben der politische «Kuhhandel» eine Rolle spielt, regt den Verfasser nicht auf. Er sagt, es

sei das gleiche, was man in England «horse-trading» nenne, Roßhandel. Verschieden sei nur das Tier. Die politisch-gesellschaftliche Funktion des Jassens ist ihm nicht entgangen, auch nicht die steigende Bedeutung der Wirtschaftsverbände für das staatliche Leben (er irrt sich, wenn er meint, die Handels- und Industrievereine umfaßten die kleinen, der «Vorort» die großen Firmen). Der Presse widmet er ein gutes Kapitel, und zwei Zeitschriften haben ihm durch die Kritik an den Schweizern mit Recht eingeleuchtet: der «Nebelspalter» und der «Schweizer-Spiegel». Fraglich mag nur sein, ob der «Schweizer-Spiegel», der doch bei aller Sozialkritik volksnah ist, das schmückende Beiwort «highbrow» verdient, das die Vorstellung von einer sich über das Verständnis des Durchschnittsbürgers erhebenden, geistig anspruchsvollen Lektüre vermittelt.

Nachdem wir erfahren haben, daß ein französischer Akademiker, früher Professor im benachbarten Straßburg, in einem Vorwort zu einem wichtigen Buch über die schweizerische Eidgenossenschaft schrieb, seit dem biedern Toepffer habe die Schweiz keinen Karikaturisten mehr hervorgebracht, ist es eine Genugtuung, daß hier ein kritischer Beobachter den «Bö» vom Nebelspalter neben den berühmten Briten David Low stellt. Aber ein leiser Verdacht regt sich: hat sich vielleicht die Karikatur im Schirmbild Soloveytchiks ein klein wenig an die Stelle der Wirklichkeit geschoben? Die Karikatur ist auch ein Spiegel dessen, was besteht; aber sie ist gewollt einseitig; sie übertreibt, um zu wirken, und da nun «Bö» mit besonderer Lust und Schärfe den schweizerischen Spießbürger geißelt, so kann sich die Frage stellen, ob einer, der nur das «pays réel» darstellen und nichts verzerren will, davon beeinflusst worden sei. Vor allem scheint der «Schweizer-Spiegel» das Urteil über die Schweizer bestimmt zu haben mit seiner berechtigten Kritik an der geist- und freudlosen Philistrosität, am «Diwanpufusi-Pascha», an der Unfähigkeit, sich zu entspannen und die Lebensfreude zu pflegen. Das scheint uns das Gesamtbild zu sehr zu trüben.

Im großen aber müssen wir dem Kritiker recht geben. Er hat ja das Vergleichsmaterial in sich selber. Die Schweiz ist ein typisch mittelständisches Gebilde, und es ist nicht immer der gehobene Mittelstand, der ihr den Weg weist. Andererseits sind wir doch auch nicht wehrlos im Spießertum gefangen — wie ja schon die lebendige Selbstkritik in der sehr volkstümlichen Karikatur und die von unserem Beobachter anerkannte Qualität der Zeitungen andeuten. Namentlich scheint uns, daß die Weltgängigkeit der schweizerischen Wirtschaft mit dem engstirnigen, verhockten und verknorzten Spießertum in einem Gegensatz steht, der noch erklärt werden

müßte, und daß auch die politischen Leistungen, wie Soloveytchik sie bewundert, kaum zu verstehen wären, wenn der «Füddli-bürger» (das ist sein Ausdruck, französisch: *l'homme du Café de Commerce*, italienisch: «sapuntello») in dem Maß herrschend wäre, wie man nach seiner Schilderung vermutlich vielfach annehmen wird.

Uns scheint, daß der Verfasser über solche Gegensätze (die ja wirklich bestehen) weniger erstaunt wäre, wenn er nicht darauf ausginge, die *Tradition* zu bekämpfen. Was daran falsch, was sentimental sein mag, das ist der Kritik offen, und es ist gut, wenn wir zur nüchternen Selbsterkenntnis wachgerüttelt werden, wo wir etwa einem patriotischen Festdusel verfallen. Aber man möchte bitten, sich einmal bei andern Nationen gründlich umzusehen. Man wird kein lebenskräftiges Volk finden, das nicht seine patriotischen Sentimentalitäten pflegt, seine historischen Helden umschwärmt, seine Sagen entwickelt, in denen oft mehr geistige Realität liegt als in bloßen wissenschaftlich akkreditierten Fakten. Darum ist ein Anrennen gegen die Tell-Sage und gegen die sogenannte Sentimentalität Schillers kaum erfolgreicher, als es der Spott Voltaires über die «pucelle d'Orléans» gewesen ist. Daß übrigens die Wissenschaft den Kern der Sage rehabilitiert hat, ist dem Verfasser entgangen.

Frei steht es ihm und jedermann, ganz andere Dinge als die Geschichte der Befreiung zu bewundern, und wir wollen ihm dafür danken, daß er solche in wirtschaftlichen und kulturellen Leistungen gefunden hat.

Daß es trotz dem unterwertigen Geist, den er in der Demokratie herrschend zu finden scheint, seit der Einführung des allgemeinen Stimmrechts innen- und außenpolitisch im allgemeinen recht gut gegangen ist, muß dem Kritiker eines der Rätsel sein, die er nicht gelöst hat. Vielleicht könnte ihm die verachtete Tradition auf die Spur helfen, die in unserem politischen Leben nicht nur in Erscheinungen unteren Grades, sondern auch im Guten wirksam ist. Ein Basler Universitätsprofessor, mit dem sich S. vermutlich mit Nutzen unterhalten könnte, sagte mir, die Schweiz habe das solideste Regierungssystem, weil wir alle bis hoch hinauf — «Füddli-bürger» seien.

Solche Einwände erlauben es aber nicht, dort über die Kritik hinwegzusehen, wo sie wirklich schmerzende Stellen berührt. Wie schon der junge Goethe gegen das Gerede von der Schweizerfreiheit loszog und ihm den Schmutz und die Armut der Bergbauern und die muffige Luft der in ihren engen Mauern und Frau-basereien gefangenen Bürger entgegenhielt, so geschieht es hier

mit dem Hinweis auf behördliche Vorschriften und den Verbandszwang, die den wirtschaftenden Schweizer auf allen Seiten hemmen. Auch ist es die enge und beengende Welt des Kleinbürger-tums, die den grandseigneurial erzogenen Herrn de Soloveytchik beklemmt, die Sitten, Gebräuche und Vorurteile, in denen wir sitzen und uns oft kaum zu regen wagen. Wo ist da die Freiheit des Individuums und der persönlichen Entfaltung?

Das darf und muß man wohl fragen. Aber die Geschichte lehrt uns, daß die Schweizerfreiheit von Anfang ein *kollektives Wesen* war, dem sich der einzelne Mensch und schließlich, wie man bei Rappard gelesen hat, auch der einzelne Kanton zu unterziehen hatte, und zwar um der Unabhängigkeit willen. In den Bergen, wo der Schweizerbund entstanden ist, ließ sich der Kampf gegen die Naturgewalten nur mit vereinten Kräften bestehen, nur mit vereinten Kräften Wirtschaftsboden gewinnen: die *Gemeinde* machte frei; aber zunächst machte sie *gleich* und spannte den Einzelnen ins Ganze ein. So war es auch in der immanentesten Enge der Stadt.

Vielleicht erscheint unter diesem Gesichtspunkt auch der bewunderte Gemeinsinn der besten Diener des Staates eher natürlich als erstaunlich. Auch er erklärt sich aus der Tradition, von der Soloveytchik so wenig hält.

Natürlich mußte sich der Kritiker an der schweizerischen *Arbeitsamkeit* stoßen. Er sagt in literarischer Art, was mir ein Südfranzose während des Zweiten Weltkrieges zugerufen hat. Es war in der Zürcher Landschaft in einem Lager für Zivilinternierte. Am Schluß eines Vortrages, in dem ich mich bemüht hatte, unsern Gästen die Schweiz zu erklären, erhob sich auf den hintersten Bänken ein Hörer und rief über die internationale Gesellschaft hinweg: «Que dites-vous, Monsieur, de votre maladie nationale?» Auf die Frage, was er meine, antwortete er: «Eh, la maladie du travail!» Dann zeigte er auf ein Haus in der Nachbarschaft und sagte, es gehöre einem Fabrikarbeiter. Bei uns wohnten die Arbeiter so, wie in Frankreich die Fabrikbesitzer, «vous êtes tellement riche!» Aber man sehe sich an einem Samstagabend die Hausfrau an, wenn sie mit Putzen fertig ist! Man sehe ihre Hände! «Nous travaillons pour vivre, vous vivez pour travailler! Et alors, qu'avez vous de la vie, s'il vous plaît?»

Daß die von Natur arme Schweiz, die nie in der Geschichte ihr Volk allein aus dem eigenen Boden zu ernähren vermocht hat, mehr Arbeit verlangt als «la douce France» und besonders die Provence, schützte kaum gegen den Vorwurf der Uebertreibung. Und auch der Vorwurf, daß darunter der Sinn für das Schöne

leide, worunter in erster Linie die Kosmetik am eigenen Leib gemeint ist, läßt sich kaum bestreiten. Indessen war jenes Haus, das dem Internierten so gewaltigen Eindruck von unserem Reichtum gemacht hat, normalerweise das Ergebnis gemeinsamen Sparens und gemeinsamen Schaffens von Mann und Frau, und das Bedürfnis nach Schönheit wirkte sich im gepflegten Garten und dem Blumenschmuck der Fenster aus, wenn auch nicht im make up der Hausfrau. Und dieser Grundzug hat eine *Landschaftskosmetik* zustandegebracht, die, bei allen Bausünden, doch der Schweiz ein nicht zuletzt den Franzosen auffallendes sauberes und freundlich gewinnendes Gesicht gegeben hat. Das haben wir dann schließlich doch vom Leben.

Nur sehn die Leute oft nicht danach aus. Ein Zug des Mißbehagens scheint sich tiefer als früher in das Antlitz der Schweiz einzugraben. Mit vollem Recht ruft uns der Kritiker zu, daß in einem noch stark patriarchalischen Volk, das zu 40 Prozent aus Katholiken bestehe, 3000 Ehescheidungen im Jahr (es soll die höchste Scheidungsziffer der Welt sein) auf eine ernste Störung in der Gesellschaft, besonders im Verhältnis zwischen den Geschlechtern hinweise. Er sieht auch die außerordentlich vielen Heiraten mit Ausländern und besonders mit Ausländerinnen als Zeichen verdrießlicher Beziehungen zwischen Schweizern und Schweizerinnen. Wo liegt das Uebel?

Soloveytchik vermutet es in zwei gerade entgegengesetzten Erscheinungen. Er hat die junge Generation angesehen, die sich in Bars und Dancings trifft und dort oberflächliche Beziehungen anknüpft, sich vielleicht leichtsinnig bindet, aber so leicht, wie sie sich gepaart hat, auch wieder auseinanderläuft. Das ist das Gegenteil der spießbürgerlichen Welt, es sind die Leute, die gerade von solider Tradition nichts wissen wollen, weil diese das Leben eher zu schwer und zu ernst nimmt. Jungvolk scheint da Geld zu verklopfen, von dem man nicht recht begreift, woher es kommt, vermutlich nicht von der üblichen Arbeitswut und noch weniger vom spießbürgerlichen Sparen her. Solche Leute sind frei von kleinbürgerlichen Vorurteilen, aber offenbar auch von Bindungen, ohne die eine menschliche Gesellschaft aus Rand und Band gerät. Was sie immer noch mit dem verknorzten Spießbürgertum gemein haben mögen, ist vielleicht ein gemütloser Materialismus, der sich hier im Ausgeben wie anderswo im Zusammenraffen betätigt. Wir stoßen auf den Mangel an höhern Lebenszielen, die den Menschen aufrichten und über die Materie hinausheben müssen, und dies ist wohl eher eine Zeit- als eine nationale Krankheit.

Den anderen Grund der gesellschaftlichen Zersetzung vermutet

der Kritiker in der Art, wie in der deutschsprechenden Schweiz die Frauen von den Männern weithin behandelt werden. Ehe man den Frauen politische Rechte gibt, sollte man ihnen menschliche Rechte gewähren, lesen wir hier. Die Männer scheinen demnach beim weiblichen Geschlecht gerade das zu suchen und bei Ausländerinnen auch zu finden, was sie den eigenen Mädchen und Frauen nicht erlauben wollen, die Pflege der persönlichen Reize.

Wir lesen hier:

«Die ältere Frauengeneration hat sich viel zu willig den fortwährenden Forderungen und der Brutalität (bullying) ihrer Herren unterzogen. Sie scheint sich mit einem Eifer in die Hausarbeit zu stürzen, der eines bessern Zweckes würdig wäre. Aber die jüngern Frauen weigern sich in immer größerer Zahl, so behandelt zu werden wie ihre Mütter und Großmütter. Sie klagen, daß sie weder vor der Heirat galant umworben werden, noch nachher im Ehemann einen Gefährten gewinnen. Sehr gern verlassen sie die Schweiz, nicht nur, um die Welt zu sehen, sondern hauptsächlich um einem System zu entrinnen, das sie unterdrückt. In England und Amerika gibt es jetzt Zehntausende von Mädchen in der Hausarbeit oder andern Anstellungen, wo sie die Freiheit genießen, die ihnen zu Hause verweigert wird.»

Das scheint uns ein Irrtum zu sein. Die Putzwut der Hausfrau, über die so mancher Ehemann auch schon geklagt hat, ist die weibliche Seite der allgemeinen «Nationalkrankheit», wie es jener Meridionale genannt hat, der Arbeitsseuche, und erklärt sich ohne jedes «bullying». Sie gehört zur typisch fraulichen Spießbürgerei, dem engen, nicht über die Hausgemeinschaft hinausgehenden Horizont, wozu auch die kleinliche Ehrsucht paßt, das Haus blanker zu halten als die Nachbarin. Die tägliche Mühsal in der gleichen Tretnühle ist zum Bedürfnis geworden; aus der Not wurde eine Tugend und aus der Tugend eine Untugend, selbst ohne eheherrliche Tyrannis. Damit hängt zusammen, was der Verfasser scharf erfaßt hat, daß in der Schweiz die nachbarliche Freundschaft, die in angelsächsischen Ländern so angenehm berührt, eine kleine Rolle spielt. Man ladet fast lieber Fremde zu sich ein, als nahe Bekannte, und uneingeladen im Haus nebenan grüßen und ein wenig plaudern zu gehen, fällt uns nicht leicht ein. Wenn viele junge Mädchen bescheidene Stellen in England und Amerika aufsuchen, so dürfte das die Vermutung wecken, daß zu Hause, wo man sie zurückhalten könnte, offenbar ein Geist herrscht, der sich auch über gesellschaftliche Vorurteile erhebt. Wenn, wie es letztes Jahr in der Zeitung stand, die Tochter unseres Bundespräsidenten im Hausdienst einer englischen Familie stand, so braucht das gewiß nicht als Flucht in eine Freiheit verstanden zu werden, die ihr daheim versagt war, eher als Zeichen einer Freiheit, die ihr daheim gewährt worden ist.

Soloveytchik hat überall zugeschaut und zugehört, wo Schweizer unter sich waren, und mag dabei gemerkt haben, daß Männer in etwas rauhen Tönen über ihre «Alte» oder das Weibervolk überhaupt sprechen können. Er bewundert unsern Schatz an Kraftausdrücken. Das mag den Eindruck der Brutalität der Deutschschweizer erzeugt haben. Das Männervolk ist bei uns aber zu scheu, um in Gemütstönen vom andern Geschlecht zu reden, und das mag einmal zu falschen Schlüssen führen. Daß die Frauen, wiewohl ihnen das politische Stimmrecht fehlt, große Aufgaben und Leistungen im öffentlichen Dienst aufzuweisen haben, ist dem Kritiker nicht entgangen. Er hat auch vernommen, daß, wie andere Verbände, auch die Frauenvereine zur Vorbereitung von Regierungsmaßnahmen beigezogen werden, wenn es etwa gilt, die Haushaltungsvorräte zu mehren. Gegen die Ansicht, die Frauen hätten noch Mühe, in den ihnen offenen Berufen in die Höhe zu kommen, scheinen uns die Dozentinnen an den Universitäten zu sprechen.

Und wenn wir lesen, daß die Unterdrückung des weiblichen Geschlechtes und seine Ueberbürdung mit körperlicher Arbeit ein Kennzeichen der germanischen Schweizer seien, so möchten wir raten, die nächsten Schweizer Ferien zu einer Betrachtung der Tessiner Landwirtschaft zu benützen. Soviel wir wissen, hat dort schon hin und wieder ein männlicher Deutschschweizer einer Frau den schweren «gerlo» abgenommen und ein Stück Weges weit das Leben des schwachen Geschlechtes erleichtern helfen. Was aber die wirkliche Lage der Frauen zur Zeit der Mütter und Großmütter angeht, so fragt man am besten den, der es am sichersten beurteilen konnte, Jeremias Gotthelf. Er wird uns antworten: «Man spricht viel und mit Verachtung von Weiberregiment. Da weiß man nicht, was man sagt. Wo rechte Weiber sind, ist dieses Regiment überall.»

Der Schilderung des Volkscharakters folgt eine politische und wirtschaftliche Durchleuchtung, und dann ein Bild der äußeren Beziehungen, mit einer wenig bekannten Darstellung schweizerischer Vermittlertätigkeit. Es ist den evangelischen Orten gelungen, den Krieg zwischen den Glaubensgenossen in England und Holland beizulegen. Der Stadtschreiber Jakob Stockar von Schaffhausen hatte das Hauptverdienst am Friedensvertrag von 1654. Die historische Uebersicht ist auch sonst voll von bedeutenden Feststellungen und Würdigungen, zu denen verschiedene schweizerische Geschichtschreiber beigetragen haben.

Von aktuellerem Wert sind die der Außenpolitik in und seit der Weltkriegszeit gewidmeten Kapitel. Den «*Fall Hoffmann*» bezeichnet der Verfasser als eine «sonderbare Abweichung». Aber er

kennt nicht alle Hintergründe der von Robert Grimm veranlaßten Intervention zur Einfädelung eines deutsch-russischen Friedens. S. hat nach einer Besprechung mit Kerenski den Eindruck, daß Bundesrat Hoffmann sich erst auf das telegraphische Ersuchen Grimms aus Petersburg, nicht schon vor dessen Abreise, mit dem sozialistischen Führer auf einen Vermittlungsversuch eingelassen habe. Aufgabe des russischen Nachrichtendienstes war natürlich, solche Telegramme abzufangen und zu entziffern. Was dem Verfasser entgangen ist, weil es in keinem Buche steht, ist die Tatsache, daß Hoffmann bestimmte Anhaltspunkte für eine französische Tendenz zu haben glaubte, einen Verzichtfrieden mit Deutschland auf Kosten der Schweiz einzuleiten, das heißt, den deutsch-schweizerischen Graben zu benützen, um für Elsaß-Lothringen einen Ersatz zu erhalten. Eine bestimmte Warnung aus London lag vor, und gewisse Vorgänge in Genf schienen in der gleichen Richtung zu deuten. Aber auch ohne das wird der Verfasser den ehrlichen Absichten Hoffmanns gerecht und schließt er jedes Konspirieren mit Deutschland aus. Hoffmann handelte aus Furcht, die Schweiz halte innerlich ein weiteres Kriegsjahr nicht aus, und in der offensichtlich falschen Annahme, die Befreiung Deutschlands vom Zweifrontenkrieg kürze den Krieg ab. Diese Befreiung kam ja dann mit dem Frieden von Brest Litowsk; aber der Krieg ging nur um so länger und endete mit Deutschlands Niederlage. S. wundert sich darüber, daß Hoffmann seine Kollegen nicht konsultiert habe, da doch auch außenpolitische Maßnahmen vom Gesamtbundesrat ausgehen mußten. Aber die Erklärung ist einfach: die Kollegen hätten sich dem Schritt widersetzt, den der Chef des Politischen Departementes zur Rettung der Schweiz für nötig hielt.

Mit gewissenhafter Genauigkeit geht der Verfasser an die Gestalt *Mottas* heran, und mit einer Hochachtung, die sympathisch wirkt. Er glaubt in ihm, was kaum alle Eidgenossen unterschreiben würden, den größten Diplomaten unseres Landes zu sehen. Er schreibt ihm auch besondere Verdienste als eidgenössischer Finanzchef zu, die wohl noch näher ins Licht zu stellen wären. Jedenfalls hat er finanzpolitisch kaum mehr Voraussicht bewiesen, indem er der längst fälligen Kriegsgewinnsteuer keinen namhaften Ertrag zubilligen wollte, als außenpolitisch, indem er bis zu allerletzt nicht an den Zweiten Weltkrieg glauben wollte. Es ist ein Glück, daß Obrecht in seinen wirtschaftlichen Vorbereitungen auf das eigene Urteil abstellte. Aber Motta war die große internationale Gestalt, der Mann, der auf der Tribüne des Völkerbundes mehr gesprochen hat als irgendein anderer, da er dank der Unerschütterlichkeit unserer Landesregierung alle andern Außenminister überdauerte.

Als Vertreter eines Kleinstaates betrachtete er es als seine Aufgabe, die moralischen Kräfte in den Kampf der Gewalten einzusetzen.

Aber S. meint, bei aller unmittelbar zu fühlenden persönlichen Ehrlichkeit Mottas sei er von seinen Bildungsmächten, und das heißt dem von Mussolini zunächst aus einem Schlamassel herausgehobenen Italien, und von Deutschland, wo er jahrelang studiert hatte, in einem Maß beherrscht worden, das ihn von der streng neutralen Linie abgedrängt habe. Das provokante Auftreten gegen Rußland und schon das den Zorn Vivianis herausrufende erste Plädoyer für den Beitritt Deutschlands faßt S. als außenpolitische Parteinahme auf. Die Kleinstaaten hatten von Mottas Fürsprache, wenn es slavische Länder waren, nichts zu erwarten. Eine gewisse Eifersucht zwischen Motta und Benesch mag dazu beigetragen haben, vermutlich aber auch, wie S. meint, der glühende Katholizismus Mottas, der in den Gründern der Tschechoslowakei Abtrünnige gesehen habe. Jedenfalls steht fest, daß Motta, als in München die Tschechoslowakei den nationalsozialistischen Wölfen zum Fraß hingeworfen wurde, darob eine laute Freude verriet, die dem Staatsmann eines Kleinstaates etwas merkwürdig zu Gesicht stand, ganz abgesehen von der Idee, daß man Hitler damit endgültig sättigen und wirklich den Frieden sichern könne. Aber auch bei der Eroberung Oesterreichs durch Hitler scheint Motta, wie eine Meldung des deutschen Gesandten Körber nach Berlin behauptet, sich begeistert über die unblutige Vollziehung dieses längst fälligen Anschlusses geäußert zu haben. Die Beteiligten sind gestorben und eine letzte Sicherheit über die Richtigkeit des vielleicht durch Auslassungen frisierten Berichtes, mit dem sich der deutsche Diplomat beim Führer eine gute Note verdienen konnte, wird uns immer fehlen.

Daß sich Motta bei der Ablösung von der bedingten und der Rückkehr zur richtigen Neutralität große Verdienste erworben hat (zu denen allerdings etwa ein Nationalrat Gut einen vollgültigen Beitrag leisten mußte), das anerkennt der Kritiker gern. Er kommt aber zum Schluß: «daß gegen das Ende seiner Existenz dieser begabte, ehrliche und aufrechte Mann zum lebenden Gegenbeweis seiner liebsten Prinzipien und Ideale geworden ist». Das kann denn auch, was die Hoffnungen auf den Völkerbund und manche von Mottas volltönenden Reden betrifft, kaum bestritten werden.

Ueber Mottas Nachfolger im Politischen Departement, der im Schicksalsjahr 1940 eine gefährliche Erbschaft übernahm, nachdem er mit Auszeichnung dem Post- und Eisenbahndepartement vorgestanden hatte, hebt das Buch vor allem hervor, daß er keine

politische Gefolgschaft oder in die Breite gehendes Vertrauen gewonnen habe. S. stellt die beiden Waadtländer, die damals an der Spitze der Eidgenossenschaft gestanden haben, in wirkungsvollen Gegensatz: hier der Bundespräsident *Pilet-Golaz* mit seinen glänzenden Gaben, der Oeffentlichkeit den Rücken kehrend, und mit zwei sonderbaren Kundgebungen das Volk in gefährlichster Zeit verwirrend und aufregend — dort *General Guisan*, der zur rechten Zeit sagte, was zu sagen war, und die Gemüter beruhigte. Wir werden erinnert an die sonderbare, öffentlich nie erklärte dreisprachige Kundgebung Pilet-Etter-Celio vom 25. Juni 1940, worin das Schweizervolk in Gestalt einer Moralpredigt beschworen wurde, sich von der Vergangenheit abzuwenden und den Bundesrat denken, versorgen und entscheiden zu lassen, sich nicht müßigem Gespräch, sondern einer innern Wiedergeburt hinzugeben, zu arbeiten (diese Mahnung war eher überflüssig), nicht zu genießen, sondern zu produzieren (ebenso unnötig), und Vertrauen zu haben wie der Bundesrat. Aber worauf vertrauen?

Die Antwort gab einen Monat später General Guisan mit dem *Rütli-rapport*. Nun wußten Bürger und Soldat, um was es ging.

Es kam dann zum Empfang der Fröntler, die einen Vorstoß zur politischen Umgestaltung machten und diesen Empfang, bei dem kein Zeuge beigezogen worden war, propagandistisch auszunützen. Man erinnerte sich daran, daß die Fröntlerinitiative auf Totalrevision der Bundesverfassung schon 1934 unter Pilets erstem Bundespräsidium seine grundsätzliche Zustimmung gefunden hatte. Das heißt nicht, daß er selber bereit war, deren Forderungen im einzelnen zu unterstützen. Nach Frankreichs Zusammenbruch lag *der Schatten Pétains* über unserer Außenpolitik. Das darf wohl sagen, wer es miterlitten hat. Wie wäre es sonst möglich gewesen, die Kanonen, die von den internierten Polen in die Schweiz gebracht worden waren, den Deutschen auszuliefern, statt sie als Pfand für die Internierungskosten zu behalten? Frankreich, dem diese Waffen gehörten, stimmte zu. Das war die ganze Erklärung. Aber Frankreich lag am Boden, mit dem Knie des Siegers auf dem Hals — und gegen England, das allein weiterkämpfte, konnten die durch Internierung eigentlich neutralisierten Waffen immer noch gebraucht werden. Diese bitteren Erinnerungen drängen sich beim Lesen des Buches von Soloveytchik unabweisbar auf.

Nachdem der Versuch, mit Rußland geordnete Beziehungen anzuknüpfen, Ende 1944 mit ausgesuchter Grobheit zurückgewiesen worden waren, legte Pilet-Golaz sein Amt nieder. S. findet den wahren Grund zu diesem Verzicht darin, daß der Demissionierende «nie gelernt hatte, gute Beziehungen zum Volk der Schweiz

anzuknüpfen». Bei all dieser Kritik ist auch hier kein Zweifel daran aufgekommen, daß Bundesrat Pilet in außerordentlich schwerer und gefahrdrohender Zeit, in der die Lage der Schweiz höchst bedenklich war, aufrichtig sein Bestes zur Rettung des Landes getan hat.

Erst lang hinterher hat uns Churchill in seiner Geschichte des Zweiten Weltkrieges ein Licht aufgesteckt, das in jene Gefahren hineinzündet. Er meldet auf Seite 616 des englischen Schlußbandes im Appendix C in einer Note an den Außenminister Eden, daß die Schweiz von allen Neutralen eine besondere Auszeichnung verdient habe, da sie in ihren Bergen für die Freiheit in Selbstverteidigung aufrecht geblieben sei. Stalin habe ihn erschreckt, indem er die Schweizer «Schweine» genannt habe. Solche Worte brauche er nicht, ohne daß es ihm ernst sei. Darum müßte England entschieden zur Schweiz stehen und Stalin diesen Entschluß in einem sorgfältig auszuwählenden Augenblick mitteilen.

Es war Ende 1944, als die Niederlage Deutschlands sicher war und das Machtwort des russischen Siegers bestimmend werden konnte für die Neugestaltung Europas, dessen Herz ihm die Krim-Konferenz preisgegeben hatte. Schon im Oktober 1944 hatte Stalin von den Westalliierten in aller Form verlangt, daß sie durch die Schweiz in den Rücken der Siegfriedstellung einbrechen. So berichten es drei amerikanische Zeugen.

Diese Gefahr ging, wie schon andere, in aller Stille vorüber. Der Nachfolger im Politischen Departement renkte die Beziehungen zu Moskau ein. Es wird wohl niemand geben, der nicht herzlich einverstanden ist mit dem Schlußsatz dieses Kapitels:

«Die schweizerische Nation kann sich glücklich schätzen, daß die Eidgenossenschaft in der Person von M. Max Petitpierre den vollkommenen Außenminister gefunden hat, der all ihren Bedürfnissen und Möglichkeiten entspricht.»

Wir haben, wie dargelegt, einige Zweifel, ob der Verfasser den «esprit général» der Schweiz, um mit Montesquieu zu reden, in allen Dingen richtig erfaßt habe. Es sind ihm, was beim materiellen Reichtum seiner Erhebungen nur natürlich ist, auch im einzelnen Ungenauigkeiten unterlaufen, und einige Deutungen mögen zu weit gehen. Aber man wird nicht ohne Gewinn das Buch aus der Hand legen und cum grano salis auch die Schlüsse genießen, die George Soloveytchik aus seinen vielen Beobachtungen zieht. Ist es so, daß hier wie überall «mit dem Steigen der Aufgabe und Verantwortlichkeit ebenso auffallend das Kaliber der zu hohen Aemtern Berufenen sinkt?» Das ist vielleicht nach der Götzendämmerung der «starken Männer» ein Trugschluß. Auf alle Fälle

brauchen wir nicht unglücklich zu sein, wenn ein so weltgängiger Beobachter findet, die Schweizer hätten «einen außerordentlich hohen Stand von Mittelmäßigkeit» erreicht. Das Durchschnittsniveau ist ja vielleicht wichtiger als einzelne Gipfel. Das liegt am Ende auch im Wesen der Demokratie, die der individuellen Prominenz nicht günstig ist und gelegentlich solchen den Kopf vor die Füße gelegt hat, die ihn zu hoch hatten tragen wollen.

Völlig unanfechtbar ist die Mahnung, daß die Schweiz wohl jederzeit sich den wechselnden Realitäten (auch im «Mythos», meint S.) anpassen muß, aber nie andere nachahmen darf. Sie muß ihre Entwicklung in den eigenen Wurzeln finden, und das heißt auch, daß sie nach wie vor sich von allen Nationen unterscheiden muß. S. traut unserer Demokratie die Gesundheit und die Kraft zu, solche Wandlungen zu vollziehen. Darauf sollten auch Schulung und Erziehung mehr als bisher eingestellt werden, und dann könnten auch liebgewordene Illusionen schmerzlos fallen. Aber das nationale Gemüt darf dabei nicht Hunger leiden müssen.